



#### August Wilhelm Iffland.

Unter den Koryphäen deutscher Schauspielkunst des vorigen, wie des gegenwärtigen Jahrhunderts nimmt, wie allgemein bekannt, August Wilhelm Iffland einen der obersten Ehrenplätze ein, und wird der deutsche Roscius genannt. Während einer Reihe von Jahren als Generaldirector der Nationalbühne zu Berlin, wie als ausübender Künstler auf derselben hochverdient, gebührt ihm auch in der „Borussia“ ein Denkmal.

Am 19. April 1759 zu Hannover geboren, erhielt Iffland, der Sohn angesehenen und bemittelten Eltern, bei einer sorgfältigen Erziehung, einen sehr zweckmäßigen Unterricht, den er jedoch, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht nach Maßgabe seiner natürlichen Anlagen benutzte. Früh schon drängte sein Genius ihn zu dem Kunstberufe, dessen Bieder er war, und aus der, seinen gesammelten dramatischen Werken vorausgeschickten, Selbstbiographie entnimmt man mit psychologischem Interesse die Entwicklung seiner Neigung für das Theater, welche endlich gewaltsam jeden Zügel der älterlichen Fürsorge zerriß.

Iffland schildert mit lebendigen Farben die ersten tiefen Eindrücke, welche die Darstellungen der ackermannschen und seyler'schen Schauspielergesellschaften auf seine Knabenseele machten. Das erste Stück, welches er in seinem Leben sah, war, so viel er sich erinnert, „der Kranke in der Einbildung“, und nahm seine eigene Einbildung ganz gefangen. In „Miß Sara Sampson“ erschien ihm darauf die Tugend so ehrwürdig. Die Leiden der Menschheit kannte er bis dahin nur aus Hübners biblischen Geschichten oder von armen Leuten, welche Almosen empfangen; von einer solchen Leidensgeschichte, einer solchen Sprache hatte er keinen Begriff. Das Trauerspiel „Kodogine“, mit seinen herrlichen Dekorationen und hohen Heldengestalten, vollendete das Zauberneß, welches für ihn von jetzt an in der Theaterwelt lag. Die hohe Tragödie erfüllte ihn mit schwärmerischer Ehrfurcht. Ganze Tage machte er dann bei seinen Gespielen den Tambour und trug die Fahne, damit sie nur eine halbe Stunde zusahen, wenn er als Kleopatra rasete und als Antiochus weinte.

Als er älter wurde, war unter den Lehrgelegenheiten es am meisten die Geschichte, welche, bei dieser Richtung seiner Empfänglichkeit, in Begehrtheiten und Charakteren ihn anzog. Dabei las er den „Grandison“ und „Dechant von Kilerine“, dann mit Eifer den Roman „Peregrin Pickel“, der in mancher Hinsicht auf seine Lage paßte. Er that Alles, um ihm ähnlich zu werden, und durchzog mit seinen Gespielen Stadt und Land, um Kreuzzüge in Peregrins Geiste zu beginnen. Diese Darstellungsfucht, die Sehnsucht nach der glänzenden

Lampenwelt, drängte, als eine Art Krankheit, jede andere Aufgabe seiner jugendlichen Geisteskräfte immer mehr zurück. Als er, bei der Wiedereröffnung des Schauspiels, die Vorstellung „Richards III.“ von Weiße besuchte, und auf dem Vorhange die Worte las: „Curarum dulce levamen!“ — war, nach seinen eigenen Worten, das Schicksal seiner Laufbahn entschieden. Von nun an wandte er sich entschieden von Allem ab, was zur lateinischen Grammatik gehörte; er las und sah die Schauspiele mit Unterscheidung, mit Studium; er war überzeugt, daß er für seine eigentliche Bestimmung arbeite.

Es ist begreiflich, daß er diese Bestrebungen vor seinem Vater, der ihn zur Theologie bestimmt hatte, sehr geheim halten mußte, daß dadurch Verschlossenheit und Widerspruch, also Bitterkeit in sein Wesen und Mißvergnügen in das Leben der Seinen kam. Er sagt: „Je mehr ich um diese Kunst dulden mußte, um so theurer wurde sie mir. Für die Kunst war ich Etwas; für die Wissenschaft war ich Nichts.“ In dieser Stimmung besuchte er oft die Kirchhöfe, und machte die Todten zu seinen Vertrauten. Einst las Iffland auf einem Leichenstein die bekannten Worte: „Gehe hin in ein Land, das ich dir zeigen werde!“ — Das sprach gewaltig zu ihm, und er rief stark und laut: „Ja, das Schicksal wird es mir zeigen, und ich werde hingehen.“ — Als der große Schröder mit seinem Theater nach Hannover gekommen war, fachte dessen Genie und Brockmanns glänzendes Talent Ifflands Gluth für die Schauspielkunst zur hellen Flamme an. Er war seiner nicht mehr mächtig, und zerfiel, im Widerspruch mit den älterlichen Wünschen, allmählig ganz mit seinem Familienkreise. Dazu kam noch, daß er Göthes Werther las, dann die Vorstellungen: Stella, Othello, Esser, Elfride und Clavigo sah, und jede derselben riß ihn näher zum Ziele hin.

Endlich war sein Entschluß gefaßt. Er erbat sich von den Eltern die Erlaubniß zu einer Reise über Land, um — nicht wieder zu kehren. Mit wenig Geld und viel Mühseligkeit, anfangs unter heißen Thränen, wanderte er nach Gotha; dorthin zog ihn der Name Eckhof und sein Glaube an diesen. Er täuschte sich nicht. Der berühmte Eckhof nahm den jungen Mann wohlwollend auf, hörte und verstand seine heißen Wünsche, und entschied durch seine Fürsorge Ifflands Anstellung.

Am 15. März 1777 betrat der Kunstschwärmer zum ersten Male die Bühne auf dem herzoglichen Hoftheater zu Gotha. Der von ihm abgöttisch verehrte Eckhof wurde sein Vorbild, Gotter sein Lehrer, und mit Beck und Veil, zwei talentvollen jungen Schauspielern, schloß er, im Interesse der Kunst, den innigsten Freundschaftsbund. Alle drei waren sich ziemlich nahe an Jahren und Enthusiasmus für den gewählten Beruf. Sie wanderten zusammen oft des Morgens auf's Land, na-

mentlich in das siebeleber Holz, einen schönen einsamen Wald, in dessen Schatten sie Studien und Privatproben machten, und dabei einander wohlwollende, aber strenge Richter waren. In einem Quell am Vorgrunde des Waldes wurde dann gewöhnlich das Mittagsmahl eingenommen. Vor ihnen zog da in fruchtbarer Ebene sich das schöne, wohlhabende, mild regierte Land hinab, rechts mit dem Seeberge und den Schlössern der Gleichen, links mit dem freundlichen Gotha, und der blaue Brocken schloß die romantische Ferne.

Die Aufhebung des gothaischen Hoftheaters im J. 1779 beendigte diese hohe, schöne Kunstfeierzeit der drei Freunde. Sie wurden, und mit ihnen fast das ganze übrige Personal, für das kurfürstlich pfälzische Theater zu Mannheim engagirt. Auch hier dauerte das seltene innige Verhältniß der jungen Männer fort, und die Welt sah die Früchte ihres gemeinschaftlichen Kunststrebens. — Da erschien Schillers Genius. „Die Räuber“ wurden im J. 1782 zum ersten Male in Mannheim gegeben, und Franz Moor, durch Iffland dargestellt, erregte Schillers Bewunderung und war, nach des Künstlers eigener Meinung, ihm ein eignes Fach, in welchem er Neuheit und Kraft entwickelte.

Wichtig für Ifflands weitere Ausbildung war überhaupt die ganze treffliche Verfassung des manheimer Theaters unter der Intendanz des Freiherrn von Dalberg, der jedes aufkeimende Verdienst zu ermuntern und gegen Kunstmonopole zu schützen wußte. Bei diesem versammelte sich alle 14 Tage ein Ausschuß der Schauspieler, um über die Angelegenheiten des Theaters theoretisch und praktisch zu beraten, und des Intendanten eigene gründliche Rezensionen über bedeutende Vorstellungen vorzulesen. Dem Ganzen, wie dem Einzelnen wurde dadurch eine echt künstlerische Haltung und Richtung gegeben.

Iffland versuchte sich jetzt auch als dramatischer Schriftsteller, und, nach den von ihm selbst wieder vernichteten Erstlingen seiner Muse, ward am 9. März 1784 sein erstes Schauspiel: „Verbrechen aus Ehrsucht“ zu Mannheim zum ersten Male gegeben, und mit großer Theilnahme aufgenommen. Noch in diesem und dem nächsten Jahre folgten dann „die Mündel“ und „die Jäger“.

Die reizende Natur des Rheins, die Freundschaft und die echte Weihe, welche sein Kunststreben erfuhr, fesselten Iffland eben so sehr an Mannheim, als man hier sein Talent ehrte und ihn wieder zu fesseln wünschte. Er mußte der Kurfürstinn einst sogar in die Hand geloben, das Land nicht zu verlassen, so lange sie lebe. Er that es mit hoher Rührung, und blieb 16 Jahre in Mannheim, wobei er mehrmals in Mainz, Frankfurt, Karlsruhe und Weimar gastirte. Die französische Revolution machte in ihrer Wirkung auf Deutschland der schönsten Periode des manheimer Theaters, welche von 1786—93 zu rechnen ist, ein Ende, und die Verhältnisse des Personals unsicher. Iffland hielt unter allen die Stadt betreffenden Kriegsstürmen redlich aus, und nahm den wiederholten Antrag der Leitung des Nationaltheaters zu Berlin erst dann an, als er für seine Verhältnisse in Mannheim keine Bürgschaft mehr hatte.

Die Bedingungen, unter denen Iffland 1796 in Berlin eintrat, waren sehr vortheilhaft, und ausserdem sicherte ihm Friedrich Wilhelm II. die

Bezahlung seiner nicht unbedeutenden Schulden zu. Gleichwohl spricht sich in dem Briefe an einen Freund in Weimar eine Unzufriedenheit mit seinen damaligen Verhältnissen aus; denn er konnte sein Mannheim, seine schöne Einsiedelei am Rheine, wie er es nannte, nicht vergessen. Ein solches Mißbehagen äußerte er auch brieflich gegen Schröder.

Dieser wollte ihn zu jener Zeit nach Hamburg ziehen, und rühmte ihm unter den dortigen Verhältnissen insbesondere die außerordentliche Freiheit der Schauspieler. Iffland antwortete ihm jedoch: „Nach meinem Begriff ist nur der eigentlich ein freier Mann, dem seine Umstände verstaten, Niemanden zu dienen. Der eigentlich freie Schauspieler ist der, der am wenigsten täglich spielen, also am meisten der Kunst sich widmen kann, nicht dem Erwerbe der Kunst folgen muß. Ob ich den Launen eines Hofmarschalls oder Entrepreneurs folgen muß, den Theatergesetzen, welche Einer gab, oder welche Mehre gaben, gilt gleich. Gesehen muß ich folgen und nie oder selten sind fremde Gesetze die Normen unserer besondern Ueberzeugung, und können es auch nicht sein.“

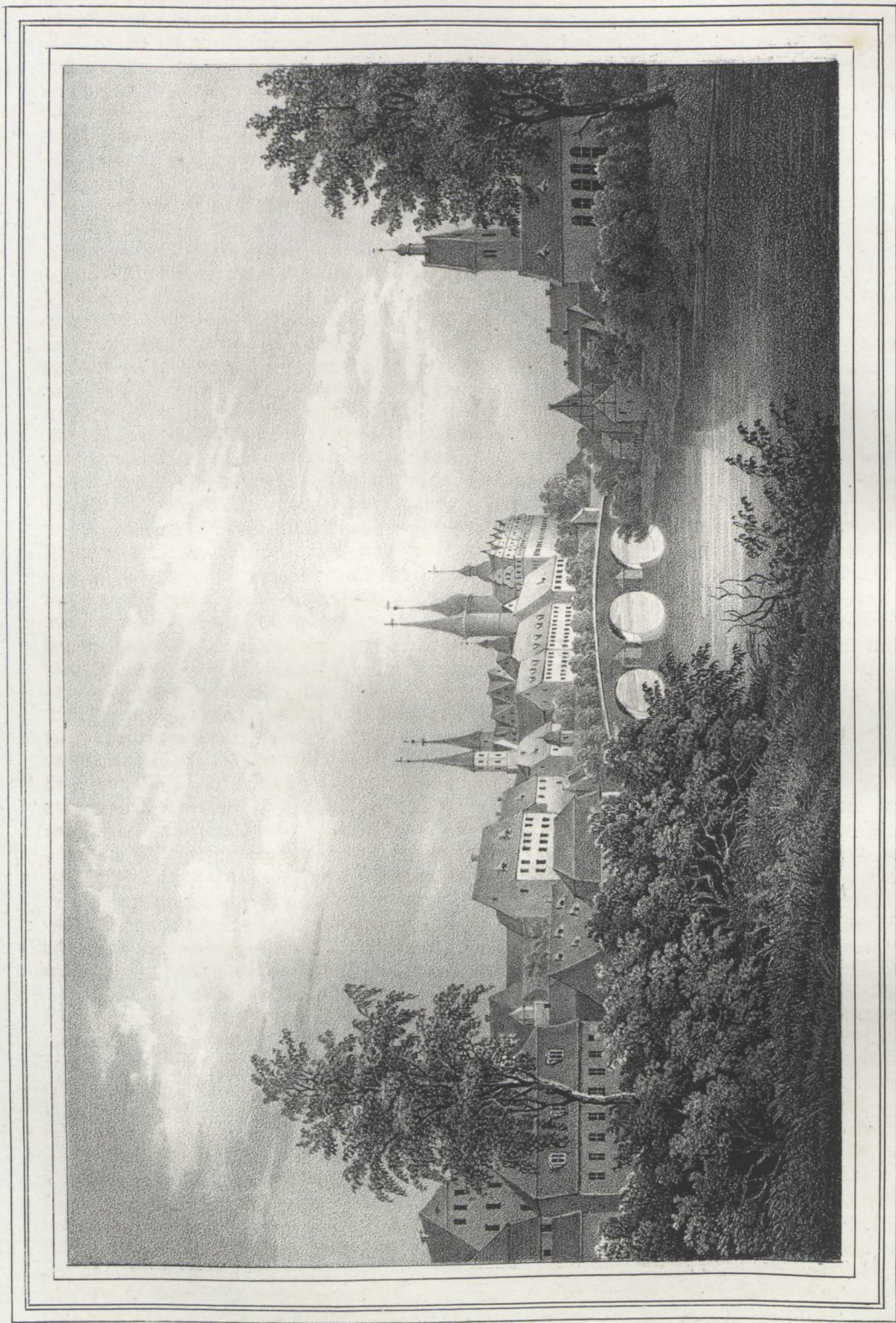
Gegen das Hamburger Publicum hatte Iffland eine Abneigung. Kleine Republiken schienen ihm überhaupt den Künsten ein eben so ungedeihlicher Boden, als den Wissenschaften vielleicht ein günstiger, und nur Freundschaft oder geradezu Geldvorthelle, meinte er, könnten einen Künstler dort fixiren.

Durch rastlosen Dienstfeifer, den selbst Feindschaft und Mißgunst schweigend anerkennen mußten, rechtfertigte er in der Leitung des berliner Theaters die auf ihn gefallene Wahl, und die Anstalt behauptete unter ihm eine noch nie gewonnene künstlerische Bedeutsamkeit. Dabei machte ihn sein eigenes Talent, sobald er nur durch die ersten kritischen Spießruthen gegangen war, dem Publicum so theuer, daß er von dieser Gunsthöhe sorglos, wenn auch nicht immer ohne innere Verletzung, auf die sich allmählig bildende Partei seiner Gegner herabsehen konnte. Selbst die Verfügungen der Intendanz waren selten seinen eigenen entgegen, und so war es ihm möglich, eine Reihe von Jahren, befreit von großen unangenehmen Eindrücken und Einflüssen, ungestört für die Kunst wirksam zu sein. Diese ruhige schöne Stimmung erhielt jährlich neue Reize durch den ungemessenen Beifall, welcher seine Gastspiele auf Deutschlands übrigen großen Bühnen krönte.

Der traurige Wendepunkt, welchen die Schlacht bei Jena 1806 in den preussischen Verhältnissen herbeiführte, war auch von nachtheiliger Rückwirkung auf die der Nationalbühne, indem jetzt deren bisher von der Regierung bezogene Unterstützung aufhörte. Zu dieser Zeit wurden Ifflands Verdienste um dieselbe am größten, obgleich sie nur von Wenigen gekannt, und von noch Wenigern erkannt worden sind. Mit dem Aufwande aller Kräfte war er rastlos um die Erhaltung der Bühne bemüht, und nur die diplomatische Gewandtheit, womit er in seiner schwierigen Stellung die Dictatur der französischen Machthaber und die Wünsche des patriotischen Publicums zu vermitteln wußte, konnte die Auflösung des Nationaltheaters und die angedrohte Verurufung französischer Schauspieler verhüten. Dafür belohnte ihn die königliche Anerkennung, nach manchen frühern Huldbeweisen, mit einer Auszeichnung, welcher selten ein Schauspieler sich rühmen kann;







R. II.

M. S.

Merseburg.

denn er erhielt 1807 den Orden des rothen Adlers dritter Klasse. Seine Freude darüber entsprang weit weniger aus der Genugthuung seiner Eitelkeit, oder nur aus der, welche dem rechten Gefühle seines eigenen Werthes damit widerfuhr, als vielmehr aus dem Stolz auf die Kunst, der er sich mit so ganzer Seele geweiht hatte, und deren Mitgenossen er bis her in der öffentlichen Meinung noch bisweilen von dem alten entwürdigenden Vorurtheile belastet sah, während der König nun durch den ihm verliehenen Orden die Achtung für seinen Stand gleichsam sanctionirte.

(Beschluss folgt.)

## M e r s e b u r g ,

links an der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, in einer angenehmen Gegend, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Kreises, 1 Meile von Lauchstädt, 2 M. von Weissenfels und Halle, 3 M. von Leipzig, 4 M. von Naumburg, 6 M. von Weimar und Jena, 12 M. von Magdeburg und 24 M. von Berlin entfernt, hat ungefähr 900 Häuser mit 9500 Einwohnern, 3 Vorstädte, 4 Thore, 1 Schloß und 4 Kirchen, ist der Sitz einer königlichen Regierung, eines evangelischen Hochstifts und Domkapitels, eines Landrathamtes, eines Gerichtsamtes, eines Superintendenten und einer Forstinspektion. Der Ort wird in die Stadt, die Domfreiheit und die Vorstädte Altenburg, Neumark und Benenien getheilt und von der Geißelbach durchflossen. Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten sind: 1 Gymnasium (sonst Domschule) 1 Bürger-, Knaben- und Mädchenschule, 1 Hebammeninstitut, 1 Waisenhaus, 1698 von Christiana, Wittve Herzog Christians I., gestiftet, und treffliche Armen-, Arbeits- und Versorgungshäuser, darunter das deutsche Haus, ursprünglich zur Erziehung von Kindern, deren Väter im Befreiungskriege gefallen waren. Die Armen- und Arbeitsanstalten wurden seit 1787 von dem Stiftskanzler von Burgsdorf gegründet und von dem Stiftskanzler von Gutschmid weiter gefördert. — Die Einwohner nähren sich von Landwirtschaft, Gärtnerei, Gewerben, Tuch- und Leinwandweberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, Gerberei, Leim- und Essigfabrikation. Dazu kommen noch einige Fabriken in Taback, Stärke, Papier etc. — In der Vorstadt Altenburg, welche schon Bischof Ditmar eine alte Stadt nannte, und auch seit den ältesten Zeiten ihre eigne Kirche hat, befand sich sonst die Oberforstmeisterei und ein Jägerhof. Dasselbst ist auch eine Wasserkunst, welche das Saalwasser der Stadt zuführt, die Königsmühle, das Andreas-Spital, das Waisenhaus und das seit 1787 erbaute Armen-, Arbeits- und Versorgungshaus, sowie eine königliche Stuterei. An die Vorstadt Neumark, mit der Thomaskirche, dem ehemaligen Fasanenhaus und 2 Mühlen, gränzt das kleine Propstei-Dorf und Vorstadt Benenien, sonst Benedigen, scherzhaft so genannt, weil es beim Uebertreten der Saale stets unter Wasser steht. Vor dem St. Gotthardsthor liegt der große, fischreiche Gottshardsteich, welcher alle 2 Jahre gefischt wird und viele Hechte und Karpfen, Enten, Schwäne und Wasserhühner enthält. An der Saale liegen noch 4 Mahlmühlen und 1 Papiermühle.

Von der ehemaligen Pracht und Berühmtheit Merseburgs, welches nach und nach kaiserliche, bischöfliche und herzogliche (bis 1738) Residenz war, zeugen nur noch das Schloß und die Domkirche, welche zusammen ein Viereck mit 7 Thürmen bilden. Seit der preussischen Besignahme hat indessen die Stadt, als Hauptort des Regierungsbezirks etc., durch die Wiederherstellung des Domes und Schloßes, durch Wiederbesetzung der Domherren in ihre Pfründen, so wie durch Verbesserung der Stiftsschule und der übrigen für die Volksbildung wohlthätigen Anstalten sehr gewonnen. Die Stiftsschule gründete Kurfürst August 1575, nachdem die von seinem Bruder Moriz 1543 hier gestiftete Fürstenschule nach Grimma verlegt worden war; Cellarius (1688) und Hübner (1694) waren einst Rektoren dieser Schule, jener berühmt als Verfasser vieler philologischer, antiquarischer, historischer und geographischer, dieser als Herausgeber vieler genealogischer, historischer und geographischer Schriften, namentlich der biblischen Historien und der Fragen aus der Geographie, welche bei seinem Leben in 36 Auflagen von mehr als 100,000 Exemplaren erschienen und in die vornehmsten lebenden Sprachen übersetzt wurden. Der Dom, dessen Schiff durch zwei gothische Säulenreihen in ein Mittelschiff und 2 Seitenschiffe getheilt wird, bewahrt noch mancherlei merkwürdige Alterthümer: den Purpurmantel Kaiser Ottos I., welchen er 968 bei der Einweihung der Kirche trug; einen gestickten Mantel der Kaiserin Kunigunde, Heinrichs II. (1002—24) Gemahlinn; ein mit Perlen gesticktes Messgewand, welches der mainzer Erzbischof Willigis 1101 dem Bischof Werner von Merseburg schenkte; einen Mantel des heil. Antonius von Padua; ein rothes, mit Gold gesticktes Messgewand, worauf der heil. Malchus, in der Hand die Zange haltend, mit welcher ihm die Zunge ausgerissen wurde; ein violet atlasnes Messgewand, welches Luther am 2. August 1543 trug, als er den Fürsten Georg von Anhalt zum Stifts-Koadjutor weihte; ein geweihtes Wachslicht von 1470; einige Pfeile aus den Schlachten der Ungarn gegen Heinrich I. (933) und Otto I. (955), hinter der Orgel, welche eine der größten in Deutschland ist und 4000 Pfeifen mit 4 Klaviaturen hat; eine große Schildkrötenchale, von welcher man sonst Wunderdinge erzählte; endlich die vertrocknete Hand des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben, mit welcher er einst dem Kaiser Heinrich IV. Treue und Gehorsam geschworen, und welche er in der Schlacht bei Milsen an der Elster den 15. Oktbr. 1080 gegen diesen verloren hatte. Er starb zu Merseburg, da ihm der Herzog Gottfried von Bouillon oder Niederlothringen, der nachmalige Anführer des ersten Kreuzzuges (1096) den Schaft der Reichsfahne in den Leib gestossen hatte. Auf dem Futteral, worin seine Hand liegt, erblickt man eine Krone, welche der Papst Gregor VII. ihm mit der Aufschrift: „Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho,“ geschenkt hatte. Er liegt im hohen Chore begraben, und die messingene Tumba auf seiner Gruft stellt ihn in Lebensgröße mit Krone, Szepter und Reichsapfel dar. In älteren Zeiten hatte der Dom noch mehr Kostbarkeiten, welche aber im schmalkaldischen Kriege von den Generalen von Pappenheim und von Thum weggenommen wurden. — Am Hochaltar ward 938 Dankmar, der Sohn Heinrichs I. und Halbbruder



der Kaiser Ottos I., weil er sich gegen den Letzteren empört hatte, durch's Fenster erstochen. — Die Kanzel, am dritten Pfeiler auf der Kapitels-Seite, unter dem Bischof Adolf († 1526) aus dem Hause Anhalt künstlich in Schnitzwerk ausgeführt, ist ein mannichfaltig geschmücktes Kunstwerk, und dient der Kirche, wie die Verzierung der übrigen Pfeiler und der Wände, zu großem Schmucke. Ueberall sind Bilder und Schnitzwerke angebracht, welche den sinnigen Betrachter eben so angenehm als lehrreich beschäftigen können. — Den kleinen Altar im hohen Chor zieren Gemälde auf Holz, eine Kreuzigung mit vielen Figuren und eine Balsamirung von Lukas Kranach. Auf der ersteren, welche eben so sehr durch Kunstwerth, wie durch geschichtliches Interesse ausgezeichnet ist, bemerkt man Luthern, Melancthon und andere berühmte, auch fürstliche Anhänger der Reformation unter den Figuren als Soldaten. Kranach verfertigte dieses Gemälde, als er noch Luthers Feind war, und wollte es später für eine große Summe wieder an sich kaufen, was ihm aber nicht gewährt wurde. — Unter dem hohen Chor ist das Begräbniß der Herzoge von Sachsen-Merseburg. — Begründet ward der Dom vom Kaiser Otto I., welcher auch das Bisthum stiftete und den Mönch Woso aus dem Kloster Emerati bei Regensburg, weil er sich um die Heidenbekehrung von Zeitz verdient gemacht hatte, zum ersten Bischof ernannte. Sein Nachfolger war Dittmar (1015—18), welcher den Dom erweiterte und eine Chronik schrieb, die für eine der vorzüglichsten Quellen zur Geschichte des Mittelalters gilt. Am meisten verschönerten aber die Kirche der Bischof Thilo von Trotta († 1514), Adolf Fürst zu Anhalt und der Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg. Thilo von Trotta erbaute auch die Bischofskapelle, in welcher sich die Bildnisse und Wappen aller Bischöfe bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, sowie das Grabmal Ditmars und die messingene Lumba Thilos befinden. In der Halle, am Eingange des Domes, steht die heil. Kunigunda, in Marmor abgebildet, und neben ihr der Erzbischof Adalbert von Trier, ihr Bruder. Erstere trägt einen glühenden Pflugschaar auf der Brust, mit welchem sie sich einst, der Untreue beschuldigend, bei ihrem kaiserlichen Gemahl durch Ordeal (Gottesurtheil) gerechtfertigt haben soll.

Von dem alten kaiserlichen Schlosse auf dem Domplatze, hinter der Propstei, welches die Bischöfe über 250 Jahre bewohnten, und wo 1080 der Gegenkaiser Rudolf starb, ist fast keine Spur mehr übrig. Das neue Schloß, neben der Domkirche, erbaute Bischof Heinrich von Warin im 13., vergrößerte Bischof Thilo von Trotta im 16. und stellte der Kurfürst Johann Georg I., da er es zur Residenz einer seiner Prinzen bestimmt hatte, im 17., so wie die preussische Regierung im 19. Jahrhunderte wieder her, nachdem früher der Herzog Moriz Wilhelm dasselbe im Innern neu eingerichtet hatte. Von außen erblickt man überall Raben in Stein gehauen, urkundlich das Familienwappen des Bischofs Thilo von Trotta, nach der Volkssage, als Andenken an einen Raben, welcher dem Bischof Thilo von Trotta einen Ring verschleppt hatte, den nach einiger Zeit ein Schieferdecker in einem Rabennest auf einem Thurme der Domkirche wieder fand, nachdem der erzürnte Bischof,

auf den bloßen Verdacht, seinen unschuldigen Kammerdiener hatte hinrichten lassen. — Noch heutigen Tages wird zum Gedächtniß ein Nabe auf dem Domhofs unterhalten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (14. Oktbr. 1806) übernachtete Napoleon vom 16.—17. Oktbr. im Schlosse. — Im Schloßgarten, welchen ein schönes, vom letzten Herzog Heinrich gebautes Gartenhaus und 2 Gewächshäuser zieren, ist ein heidnisches Grabmal aufgestellt, welches man 1750 mitten im Felde in einem Hügel beim Dorfe Böhlisch fand. Es besteht aus 6, ein längliches Viereck bildenden Sandsteinen, welche, äußerlich unbehauen, auf der innern Seite nur abgerieben sind. Man bemerkt darauf verschiedene Büge und Figuren, theils eingegraben, roth und schwarz angestrichen, theils auf den Stein gemalt, namentlich einen rothen Bogen mit schwarzer Senne, einen Streithammer mit schwarzem Stiele u. Im Grabe fand man eine Urne von röthlichem Thone, einen Streithammer von schwarzem Marmor mit einem Loche, einen tombakartigen Ring und einen langen, scharfen Kieselstein.

Merseburg, urkundlich Martisburg, eine der ältesten und geschichtlich berühmtesten Städte Deutschlands, soll eine Gründung der Römer sein, wie der Bischof Dittmar versichert, der es ein altes, edles Werk und Gebäude des römischen Volkes nennt, aber ohne hinreichende Beweise dafür zu geben. Allerdings hat man in der Gegend oft Gold- und Silbermünzen von Germanicus, Vespasian u. gefunden. Jeden Falls war sie zu Ditmars Zeiten schon eine alte Stadt, welche im 9. Jahrhunderte der Hauptort einer Grafschaft gleiches Namens war, die im Hassgau zwischen der Saale, Unstrut und Wipper lag und nach dem Tode des letzten Grafen Esiko, der 1007 zu Leipzig starb, größtentheils zum Bisthum Merseburg und Erzbisthum Magdeburg geschlagen wurde. Im 10. und 11. Jahrhunderte war sie der Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser, besonders Heinrichs I. und Ottos I., welche sie zu einer kaiserlichen Residenz erhoben und viele der berühmtesten Reichstage, von denen die Geschichte 15, von 973 bis 1302, erwähnt, hier hielten. Hier war es auch, wo Heinrich I. 933 einen glänzenden Sieg, welchen die Befestigung der Burg entschied, über die raubgierigen Ungarn davon trug. — Eine der merkwürdigsten Reichsversammlungen war in Merseburg 1152, wo die dänischen Könige Swän, Kanut und Waldemar, nach vieljährigem Kampfe um die Herrschaft, von Kaiser Friedrich I. mit einander verglichen wurden. Von 968 bis 1544 war Merseburg Residenz der Bischöfe, von 1659 bis 1738 der Herzoge von Sachsen-Merseburg, deren Hof an Prunk selbst dem dresdener nicht nachstand. Durch alle diese Umstände gelangte die Stadt frühzeitig zu einem ansehnlichen Wohlstande, welcher nur durch mehrmaliges Brandunglück fast gänzlich zerstört wurde, namentlich in den Jahren 1323, 1387, 1400, 1479 und 1662, wo die Stadt fast gänzlich abbrannte. Ihre vier Jahrmärkte, mit denen schon Kaiser Heinrich II. 1004 die Stadt beschenkte, waren im Mittelalter fast so bedeutend, als später die leipziger Messen; allein die 5 ersten großen Brände brachten den Handel in Stocken, und viele Einwohner geriethen dadurch in solche Armuth, daß sie nicht wieder aufbauen konnten. Auch fehlte es seit-

dem den Kaufleuten an Raum und Sicherheit gegen das Feuer. Dadurch zog sich der Handel zuerst nach Grimma, hierauf nach Laucha und endlich nach Leipzig. Den größten Schaden verursachte der große Brand von 1387, da zum Unglück gerade Markt war und die meisten Kaufleute dabei um ihre Waaren kamen. Außer dem Handel war die Brauerei höchst bedeutend, noch im 17. Jahrhunderte, wie denn das merseburger Bier wegen seiner Güte weit und breit verfahren wurde. Nicht wenig hat die Stadt auch durch Krieg gelitten. Im 30jährigen Kriege besetzte sie Tilly 1631; doch trieb ihn die Niederlage bei Breitenfeld bald aus der ganzen Gegend. In den Jahren 1636 und 1640 zerstörten die Schweden die hölzerne Brücke zwischen der Stadt und Neumark, und 1757 steckten sie die Franzosen am 31. Oktbr. in Brand. Erst 1786 ward sie vom Kurfürsten Friedrich August aus Quadernsteinen wieder hergestellt. So litt die Stadt in allen Kriegen bis auf die neuesten Zeiten, erholte sich aber immer wieder durch die Betriebbarkeit ihrer Bewohner.

## Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

(Beschluß.)

Es ist unglaublich, wie er in der Erweckung und Begeisterung junger Gemüther Meister war, wie er namentlich Alles, was ihn umgab und berührte, mit seiner unauslöschlichen Liebe zur Poesie zu begeistern mußte! So war und blieb er stets unter seinen Freunden das nährende, belebende Prinzip, das sich namentlich auch in dem Vereine mit U., Ramler und Göß geltend machte, die sich mit Gleim ihre Dichtungen gegenseitig in der Handschrift mittheilten. Gleichwohl brachte ihn hier seine harmlose Kritik einer Ode Ramlers mit diesem in ein Mißverhältniß, das sich durch Ramlers gereizte Vertheidigung mehr und mehr verschlimmerte, und endlich zu Gleims größtem Schmerze mit einem gänzlichen Bruche zwischen Beiden endigte. Gleims treffliches Herz, das sich im Märtyrertume der Freundschaft gefiel, litt dabei so, daß ihn ein tödtliches Fieber befiel, und er sich schon die Grabschrift bestimmte: „Die Freundschaft brachte ihn um!“ Er blieb im Innersten verwundet und allen Wiedervereinigungsversuchen seiner Freunde, und später Ramlers selbst, unzugänglich.

Mit desto größerer Liebe wandte er sich jüngeren Freunden zu, und unter diesen war es zuerst Johann Georg Jacobi, den er im Jahre 1766 im Bade zu Lauchstädt kennen lernte, der ihn durch zarte Schüchternheit und inniges Vertrauen, mit dem er sich ihm näherte, durch die innige, fast weibliche Weise seines Gesanges, durch seinen feinen Takt für das Schickliche fast unwiderstehlich anzog, und dessen er sich nun mit seiner gewohnten Freundschaftsucht bemächtigte, und durch unablässige Aufmunterung der Muse ganz gewann. Er lud ihn nach Halberstadt ein, und verführte ihm schon die Reise dahin auf eine Art, die zu charakteristisch ist, um sie nicht mit Jacobis eignen Worten hier mitzutheilen. „Ich machte mich auf den Weg, langte ziemlich spät in Aschersleben an, und indeß ich der Thormache den verlangten Bescheid gab, trat ein Unbekannter an meinen Wagen. „„Ich habe den

Auftrag, Sie in Empfang zu nehmen,““ sagte er im Tone eines Polizeibieners, der einen verdächtigen Fremden in Verhaft nimmt. Das aber war es nicht; es war Gleims Bedienter, welcher mich in einen Gasthof brachte, wo ich ein Nachtessen und alles Uebrige zu meiner Aufnahme in Bereitschaft fand. Auch hatte der Bediente Pferde bei sich, mit denen ich am folgenden Tage weiter reisen sollte. Früh Morgens erwachte ich unter einer angenehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ, und die, weil ich an diesem Ort völlig ein Fremdling war, nicht blos etwas Ueberraschendes, sondern etwas Feenmäßiges für mich hatte; als ich im ersten Erstaunen mich aufrichtete und umhersah, öffnete sich die Thür — und Gleim stürzte in meine Arme. Schon am vorigen Abend war er angekommen, hatte bei seinem Bruder übernachtet, und die Hautboisten des dortigen Regiments in meinen Gasthof bestellt.“ — Gleim brachte seinen geliebten Jacobi ganz nach Halberstadt, indem er ihm durch unmittelbare Verwendung beim König die Erlaubniß zum Ankauf eines halberstädtischen Kanonikates erwirkte. Bis dahin, während der Jahre 1767 und 1768, wechselten sie Briefe mit einander. 1769 endlich ließ sich Jacobi in Halberstadt häuslich nieder, und sie lebten nun wetteifernd in Gesang und Musenlust. Aber noch mehr sollte Gleim für Ramlers Verlust entschädigt werden; denn 1771 kam auch Benjamin Michaelis nach Halberstadt, wo ihn Gleim mit seiner unwiderstehlichen Art zu bleiben vermochte. Auch Sangerhausen, Benzler, Jähns, Klammer-Schmidt und Gleim der Jüngere waren dort, und genossen täglich Gleims edler und sinnreicher Gastfreundschaft in seinem Tempel der Musen und der Freundschaft, dem schönsten Zimmer seiner Wohnung, in welchem er die Bildnisse fast aller seiner zahlreichen Freunde und der trefflichsten deutschen Männer gesammelt hatte. Leider wurde der Freundeskreis im Jahre 1772 durch Jähns und Michaelis Tod gelichtet. Der Letztere hinterließ sehr arme Aeltern, bei denen nun Gleim die Stelle des wohlthätigen Sohnes vertrat. In der Mitte jener jungen Freunde sang Gleim „Alexis und Elise,“ ein idyllisches Gedicht, veranlaßt durch die Hochzeitfeier seiner jüngsten Nichte, 1771. Im folgenden Jahre erschien zuerst die Sammlung der „Lieder für's Volk“ im Selbstverlage, Lieder der Freude an allem Guten und Schönen, was das Leben im Stande des arbeitenden Volkes, das arglos, fromm und einfach im Schooße der Natur lebt, schafft. Sie wurden namentlich von Lessing mit der größten Freude und Anerkennung aufgenommen, was Gleim zur Fortsetzung derselben begeisterte, indem er zu sagen pflegte: „Meine Lieder sing ich immer nur für Einen Freund, und dieses Einen Freundes warmer Beifall ist immer mein Apoll.“ — Das Jahr 1772 war durch neue Freundschaften ein sehr glückliches für Gleim. Er lernte Bürger und Johannes Müller, Beide damals auf der Akademie zu Göttingen, kennen. In demselben Jahre gelang es ihm ferner, den feuervollen, darbenenden Jüngling Wilhelm Heinse, dessen Gluth und Fülle ihn fesselte, als Hauslehrer unter dem Namen Rost nach Halberstadt zu bringen.

Mit ihm begann eine neue, jugendliche Zeit für Gleim; denn keiner seiner Freunde genügte

ihm so ganz, wie dieser in seinem glühenden Eifer für jeden Genuß des Schönen und Guten. Die Herzinnigkeit, mit welcher Gleim an seinem Heins hing, die väterliche Sorgfalt, die er sein Leben lang für ihn hegte, bezeugt der im J. 1806 erschienene Briefwechsel. Es war eine neue gesangreiche Zeit für Gleim, in welcher er sich namentlich an den von Bodmer mitgetheilten Minneliedern ergözte, deren er einige in moderner Umbildung herausgab. — Eine Reihe widriger, höchst ärgerlicher Unannehmlichkeiten des Jahres 1773 hatten Gleim in eine düstere, menschenfeindliche Stimmung versetzt und seine Gesundheit geschwächt, worüber er in Briefen an die Karschin klagt, obgleich er den Muth nicht verlor und sein Gottvertrauen dadurch nur erhöht wurde. In dieser Zeit theilte ihm der Konfistorialrath Wopsen in Quedlinburg Proben seiner Uebersetzung des Koran mit, und Gleim fühlte sich von Ton und Inhalt so ergriffen, daß er in dem dadurch angeregten inneren Leben und Schaffen Heilung des eigenen Gemüthes fand. So entstand still und heimlich „Halladat“ oder das rothe Buch, von dem er nur seinem Heins die einzelnen Stücke mittheilte, der seine Freude und Bewunderung dafür seelenvoll ausdrückt. Halladat erschien 1774 in der historischen Mitte von Gleims Leben, und ist auch der Mittelpunkt seines idealen Lebens; seine ganze Stärke, sein Streben, seine Liebe und Güte, seine ganze Art und Kunst ist darin niedergelegt; es vereinigt alle Strahlen seines Charakters zu einer Flamme und ist der Inbegriff und Ausdruck seines innersten Lebens. Dem größeren Publikum blieb es mehr oder weniger fremd, dagegen wurde es das Entzücken der edelsten Geister. Lessing, Uz, Bodmer, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, dessen edle Gemahlinn Marie Eleonore, Herder, Zimmermann und Wieland sprachen in ihren Briefen die begeistertsten Urtheile darüber aus. — Der Winter 1774 war von allen der gesangreichste und angenehmste durch einen poetischen Verein zwischen Gleim, Jacobi, Heins, Schmidt, Sangerhausen und Gleim d. J. Jeden Morgen ging bei den Freunden eine verschlossene Büchse herum, in welche ein jeder eine Aufgabe, groß oder klein, warf. Wichtiger jedoch war der von Gleim veranlaßte poetische Briefwechsel, zuerst mit Jacobi und Michaelis, dann mit Schmidt, Heins und Sangerhausen, und später auch mit Göcking und Tiedge. — Gleim liebte auch den Glanz vornehmer Freundschaften, und suchte solche, um seine patriotischen Zwecke zu befördern. — Im J. 1777 wurde es einsamer um den alten Gleim, aber er fand einigen Ersatz in einem lieben Pflegekinde, einer Enkelnichte, Luise Ahrends. — Nachdem er im Jahre 1777 „neue Romanzen“ gedichtet, erhob er 1778 noch einmal als Grenadier seine Stimme, als Friedrich seine Truppen zum Schutz des in der Erbfolge gefährdeten Kurfürsten von Baiern gegen Joseph marschiren ließ. Er sendete die neuen Kriegslieder an die Armee zur Vertheilung, sie machten jedoch nicht so allgemeinen Eindruck als die früheren. Diesen folgten „Lieder der Liebe“ durch Herder veranlaßt, und mit der lebhaftesten Freude begrüßt. — Auch zwischen seinen zahlreichen Geschwistern war unser Gleim das Band. Er veranstaltete 1779 eine rührende Familienzusammenkunft aller

Brüder mit ihren Familien, von denen die drei älteren die zwei jüngeren nicht mehr kannten, zu Magdeburg, deren Resultat ein schönes Gedächtniß ihres Geburtsortes — sie ließen den Altar der Hauptkirche neu malen und vergolden — sowie das Denkmal ihrer Aeltern war. Dieser Zusammenkunft folgte 1781 eine zweite der drei älteren unverheiratheten Brüder zu Halberstadt, bei welcher eine Familienstiftung zu Unterstützung aller Art für gleimische Familienglieder beschlossen und festgesetzt wurde, welche auch später die königliche Bestätigung erhielt. 1783 traf unser Gleim ein erschütternder Verlust durch den Tod seines Lieblingsbruders. Er war nämlich zu jener Zeit sehr hypochondrisch, wobei Mangel an jüngeren Freunden und seltener Briefwechsel der älteren seine Unlust sehr vermehrten. Um so begieriger ergriff er zwei neue Freundschaften, die eines gewissen Hartmann, den er als Lehrer der Domschule nach Halberstadt zog, und die des Dichters Tiedge, an dem er schon als Domschüler lebhaften Antheil genommen hatte, und mit denen er nun die heiteren, gesangreichen Tage, die er so sehr liebte, erneuern konnte. Aber von neuem schmerzlich berührt, wurde er durch den Tod seines Gönners und treuesten Freundes, des Domdechanten Freiherrn von Spiegel zum Diefenberg. Gleim feierte sein Andenken in einigen kleinen Sammlungen: „Blumen auf Spiegels und auf Leopolds Grab.“ Im Sommer desselben Jahres machte Gleim zu seiner Erheiterung eine Reise über Göttingen, Hannover und Bremen nach Hamburg, seinen Klopstock noch einmal zu sehen und dessen edle Freunde kennen zu lernen. Ueberall erhielt er Beweise der innigsten Verehrung und hatte manche Gelegenheit, seine Menschenliebe und Wohlthätigkeit zu bethätigen. Nach dem Tode des Nachfolgers des Domdechanten von Spiegel, welcher kein Jahr lebte, erhielt diese Würde der regierende Reichsgraf zu Stolberg-Wernigerode, dessen Hause Gleim von Kindheit an innig vertraut war. Die treffliche Familie mit blühenden Söhnen und Töchtern, welche den alten Gleim Onkel nannten, lebte nun jährlich einige Monate zu Halberstadt, und bereitete theils hier, theils auf dem Schlosse zu Wernigerode durch ächte Gastfreiheit, Musenliebe, häusliche Feste unserm Dichter das genussreichste Leben. Im Winter des Jahres 1785 erreichte er endlich auch einen seiner sehnlichsten Wünsche, eine Audienz bei Friedrich dem Großen. Am 22. December Nachmittags 2 Uhr gelangte er durch den Marchese Lucchesini dazu, hat jedoch darüber nie etwas veröffentlicht, ja selbst seinen vertrautesten Freunden Mittheilungen abgeschlagen, und auch in seinen Papieren hat sich nur eine kleine versifizierte Skizze des Gesprächs aus dem Jahre 1795 vorgefunden.

Gleim selbst hatte den Gipfel seiner Wünsche, den schönsten Kranz seines Ruhmes erreicht, und kehrte begeistert vom Anblick und den Worten des Einzigen nach Halberstadt zurück. Leider erfuhr er auf der Rückreise im Thore vor Magdeburg den Tod seines dortigen Bruders! Im Frühjahr 1786 erneuerte er seines Namens Lob durch eine vollständige Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen, denen er bald auch die goldenen Sprüche folgen ließ.

Zum Andenken an den großen Friedrich erhielt Gleim, zu seiner unendlichen Freude, durch den



Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Friedrichs Hut, sowie ein Jahr später durch seinen Freund Gerike, den geheimen Kämmerer Friedrichs, dessen Schärpe aus dem 7jährigen Kriege. Um auch seinen Freunden von diesen kostbaren Andenken etwas mittheilen zu können, ließ Gleim Ringe machen, in welchen Silberfäden aus der Schärpe und Federn vom Hute angebracht waren. — Im Herbst 1786 wurde Gleim auf Müllers Betrieb zum Mitgliede der Akademie zu Berlin ernannt, ohne jedoch über diese etwas späte Ehre besondere Freude zu empfinden.

Im Jahre 1790 verjüngte sich der Greis noch einmal. Auf einer Reise besiel ihn in Aschersleben bei den Seinigen eine tödtliche Krankheit; er erwartete nichts als den Tod und nahm schon in Versen Abschied von seinen Freunden. Allein seine kräftige Natur, durch die treueste Pflege unterstützt, überwand die Krankheit so glücklich, daß er voll frischer, neuer Gesundheit nach Hause zurückkehrte. Er war bestimmt, noch Vieles, Unerhörtes und Ungesehenes zu erleben. Es war die Zeit der großen französischen Umrwälzung! Mit Entsetzen sah Gleim deren Folgen sich auch Deutschland nähern; sein edler Patriotismus gewann eine höhere Stufe, aus einem bloß preussischen erweiterte er sich zum deutschen, und nicht getäuscht durch den Glanz der neuen Ideen von Menschenrechten u., eiferte er vielmehr heiß und heftig für Bekämpfung der falschen Begriffe von Freiheit und Gleichheit, sowie für kräftigen Widerstand gegen den äußeren Feind. Er sang preussische Soldatenlieder, Marsch- und Kriegslieder, und zwar die ersteren in Folge einer unmittelbaren Aufforderung des Königs selbst, durch den Freiherrn von der Reck, der den Plan hatte, durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer und den Nationalstolz in der vaterländischen Jugend zu verbreiten. Gleim lebte seit dieser Zeit mehr als je in der Gegenwart, verfolgte aufmerksam deren Geschichte und so entstanden „Zeitgedichte“ in verschiedenen Sammlungen. Sämmtliche Dichtungen dieser Art erschienen in seinem Selbstverlage und wurden nur unter seine Freunde vertheilt. Seine Briefe aus dieser Zeit sind auch lauter patriotische Hirtenbriefe.

Gleim fand indessen Befriedigung wie immer in der Poesie. Seine geliebte Muse baute ihm ein „Hüttchen“ und er lebte als „Hüttner“ wie er sich nannte, zufrieden mit Gott und der Welt. Er fuhr fort zu singen, und sammelte diese entstandenen Lieder unter dem Namen „das Hüttchen.“ Im Jahre 1797 starb Friedrich Wilhelm II., und Friedrich Wilhelm III. gab seinem Lande neue Hoffnung einer schöneren, glücklicheren Zeit. Nicht nur hörte der Glaubenszwang und so mancher andere tiefgefühlte Uebelstand sofort auf, sondern es strahlte auch von dem vaterländischen Throne herab das seltene Beispiel häuslichen Glückes, strenger Gerechtigkeit, prunkloser Einfachheit und jeder uralten Tugend deutscher Nation. Auch diesem dritten Landesvater, dessen Regierungsantritt Gleim noch erlebte, bot er wie seinen Vorgängern, seinen patriotischen Gruß, der gnädig aufgenommen und erwiedert wurde. In demselben Jahre noch legte Gleim seine Stelle als Domschreiber nieder, in welcher er 50 Jahre hindurch, durch unermüdete Thätigkeit, durch seine ausgebreiteten persönlichen Bekanntschaften auch in den höchsten Kreisen, durch seine voll-

endete Kenntniß aller Statuten und Gebräuche des Stiftes, höchst wichtige Dienste geleistet, und so manche Angriffe auf die Freiheiten und Rechte des Stiftes glücklich abgewehrt hatte. Er behielt sich von seiner gesammten Amtsführung, nebst einer Hauptrechnung des Kapitels, nur die Benefizien-geschäfte für die Studirenden vor.

Unter die größten Kummernisse am Abende seines Lebens gehörten diejenigen, welche ihm die Friedensverhandlungen des rastader Kongresses bereiteten. Neben dem politischen Geiste seiner Zeit verursachte ihm auch der philosophische Kummer. Bei Wolfs und Baumgartens Philosophie alt geworden, kannte er nur das Bedürfniß, mit der jeder Zeit neu auftauchenden Hauptneigung obenhin bekannt zu sein; die neue Philosophie Kants und Fichtes mit ihrer kalten Abstraktion blieb ihm daher fremd. Gleichwohl versuchte er die Schriften Kants und Fichtes zu lesen, brachte aber daraus nichts als eine Kenntniß der oft komischen Terminologie heraus, aus welcher er spottende Pfeile spitzte, und gestand selbst, daß ihm Kant zu unverständlich, oder, wie er sich ausdrückte, zu wenig menschlich schreibe. Noch unzugänglicher war ihm natürlich Fichte, dem er nichts desto weniger, als dieser, von Mißverständnissen hart bedrängt, auch ihm „seine Appellation an das Publicum“ zusandte, mit gewohnter Humanität und Offenheit antwortete, seinen Eifer für Weisheit und Wahrheit anerkennend pries, und sich ihn zum Freunde machte.

Das letzte Jahrzehend seines Lebens war das angenehmste. Die erwähnte schwere Krankheit zu Aschersleben hatte seine Natur gereinigt, und er empfand in seinem ganzen Dasein ein nie gefühltes Wohlbehagen. Er las und schrieb schlaflose Nächte hindurch, wie in den jüngern Jahren, arbeitete mit Lust und Kraft, und war für jede Freude leicht gestimmt. Die fast regelmäßigen Besuche seiner auswärtigen Freunde Eschenburg, Boß und Herder mit ihren Familien, das nachbarliche Leben mit Nachtigall, Schmidt, Fischer, Streit-horst und dem jüngern Gleim, der fortgesetzte Briefwechsel mit alten und neuen Freunden, der erheiternde Umgang mit der gräßlich stolbergischen Familie, und die Beschäftigung mit seiner treuen Muse war der freudereiche Inhalt des Abends seines Lebens.

Zu den werthesten Besuchen in jener Zeit gehörten die von Baggesen und Jean Paul. Von des letzteren Werken war er wie ein Jüngling begeistert, und nannte ihn voll Entzücken einen Gottgenius! — Auch Seume besuchte unseren edlen Greis mehrmals, und giebt eine wahrhaft rührende Schilderung von dem gleimschen Hause. — Zu den heitersten Tagen dieses letzten Jahrzehendes gehörten seine Geburtstagsfeste, welche durch Briefe und Geschenke der Freunde von nah und fern, durch Blumen, Lieder und Gesänge, und namentlich durch die Theilnahme der stolbergischen Familie, auf das Schönste verherrlicht wurden. In dieser glücklichen Zeit entstanden: „Triolettische Gedichte“; „Nesseln auf Gräber“, eine Reihe kleiner epigrammatischer Stücke auf schlimme Helden, Thoren und Narren. „Amor und Psyche“, die interessanteste Sammlung dieser Zeit; Lieder, unter denen mehrere der schönsten Jugend würdig, Punslieder, dramatische Gedichte, Lieder zu einem Roman,

in denen schon öfter verrätherische Spuren des Alters vorkommen. Alle diese Sammlungen gab er im Selbstverlage heraus, um sie an seine Freunde verschenken zu können.

Der Anfang des neuen Jahrhunderts war für den Greis trübe. Schon seit dem Januar 1799 klagte er über Abnahme der Sehkraft. Das Uebel verschlimmerte sich, er konnte seinen Freunden nur noch in großen lateinischen Buchstaben schreiben, bis er endlich ganz mit Vorlesen und Diktiren sich behelfen mußte. Eine auf seinen unabänderlichen Wunsch, durch den Schwager seiner Nichte, den Hofrath Himly zu Braunschweig, unternommene Operation, welcher sich der Greis mit der größten Standhaftigkeit, sowie der wochenlangen Nachkur mit unendlicher Geduld unterzog, hatte nicht den erwünschten Erfolg. Aber seine treue Muse verließ ihn nicht, er sang um die Wette mit dem Vögelchen, das seine Nichte in die Nähe seines Lagers gebracht hatte. Auch nicht fremd wurde er den großen Interessen der Gegenwart und des Vaterlandes. Gleim sang in dieser Zeit „Schweizerische Kriegslieder“, und gab 1801 eine neue Sammlung von Zeitgedichten heraus. Die zweite dieser Sammlungen enthielt mehrere Lieder an Kaiser Alexander. Sie wurden diesem durch seinen Gesandten in Berlin von Krüdener bekannt, und veranlaßten das Geschenk einer goldenen mit Brillanten besetzten Dose an den alten Sänger. Im Jahre 1802 folgten noch 2 Sammlungen solcher „Zeitgedichte“, nach ihrer Entstehung Nachtgedichte benannt; denn sie waren nur in schlaflosen Nächten entstanden. Im März 1802 machte er den letzten Anhang zu seinem Testamente, dann flehte er lebensfroh den Tod an, und nahm in den letzten ruhenden Briefen von seinen Freunden, namentlich Leopold Stolberg, Herder und Klopstock, Abschied für dieses Leben. Seitdem ward er ruhiger und stiller, und nur von angenehmen lebhaften Träumen erregt. Doch loderte vor dem Erlöschen die Flamme noch einmal auf. Seine letzten Gedichte diktirte er am 12., und am 18. Februar 1803 Abends 6 Uhr trennte sich dann sein edler Geist so sanft von der irdischen Hülle, daß seine dem Sterbepett nahe Nichte die Trennung nicht bemerkt hatte, und der entseelte Leib wie im sanften Schläfe lag. Nach drei Tagen wurde er, einen Lorbeerkranz im silberweißen Haar, einen Eichenkranz in der Rechten, die so viele Wohlthaten gespendet hatte, der Sarg mit Kränzen reich geschmückt, unter dem Trauergesang des Domchores, und Blumen und Gedächtnisliedern seiner Freunde, von den Mitgliedern des Domstiftes, des Offiziercorps, der Landescollegien und der literarischen Gesellschaft ehrenvoll begleitet, zur Ruhe gebracht in seinen Garten, von den Marmorurnen mit den Namen und Todestagen vorangegangener Freunde umgeben.

## Das brandenburger Thor in Berlin.

Unter den vielen und großartigen Bauwerken, welche die kunstreiche Königsstadt mehr als irgend eine andere schmücken, nimmt das brandenburger Thor mit seiner herrlichen Kolonnade und Victoria nicht einen der letzten Plätze ein, durch seinen imposanten Anblick schon von außen die Pracht und Herrlichkeit der Haupt- und Residenzstadt verkündend, wenn man aus dem Thiergarten über den pariser Platz in dieselbe eintritt und nach den Linden geht. Das brandenburger Thor, eine Nachahmung der Propyläen in Athen, welche den würdigen Eingang zur Akropolis (Burg) bildeten, aber viel größer, besteht aus einem Doppelporlicus von 12 dorischen Sandsteinsäulen (von 5 F. 7 Zoll Durchmesser und 44 F. Höhe) und 18 kleinern Säulen (von 3 F. Durchmesser und 24 F. Höhe), die durch Zwischenwände mit einander verbunden 5 große Durchgänge bilden: einen mittleren, 18 F. breit, für die königlichen Wagen, und 4 schmälere, von 12 F. 4 Zoll Breite für anderes Fuhrwerk und die Fußgänger, alle mit eisernen Gitterthüren von 16 F. Höhe, und ist unter König Friedrich Wilhelm II. von 1789 bis 1793 von Langhans aufgeführt worden. Die ganze Breite des Thores beträgt 195 F. 9 Zoll, und die Höhe mit dem Gebälke 64, bis zur Spitze der Victoria 80 Fuß. Auf dem verzierten, dorischen Gebälke erhebt sich eine hohe Attika (Aufsatz), über den mittleren Durchgang vorspringend, mit einem Basrelief von 26 F. Länge und 8 F. Höhe, auf beiden Seiten Treppen, welche zur Höhe hinaufführen. Darauf steht die Quadriga — der vierspännige, antike Wagen, — in welchem die geflügelte Siegesgöttin steht, und statt des ehemaligen Palladiums mit der Fahne, das eiserne Kreuz, den Lorbeerkranz unter dem Adler in der Rechten hält. Die vier, 12 F. hohen Pferde, sowie die Victoria und Quadriga, sind in Kupfer getrieben und nach den Modellen und Zeichnungen von vaterländischen Künstlern verfertigt. Die Höhe der ganzen Gruppe beträgt 16 F. Das am Gebälke befindliche Basrelief stellt den Markgrafen Albrecht Achilles dar, der in der Schlacht gegen die Nürnberger eine Fahne mit eigener Hand erbeutet, und die in den Metopen (Zwischentiefen) angebrachten Basreliefs zeigen den Streit der Centauren mit den Lapithen, während man an den innern Seitengewänden Basreliefs mit den Thaten des Herkules, an den Decken gemalte Trophäen erblickt. — Napoleon erlaubte sich 1807, das Thor seines Schmuckes zu berauben und die Victoria nach Paris zu schicken, um sie dort auf den Triumphbogen des Karussellplatzes zu setzen; dieß geschah aber nicht, und der siegreiche Einzug der Preußen in Paris 1814 brachte den geraubten Schatz als preussisches Siegesdenkmal in die Hauptstadt zurück, wo es seit dem 7. August 1814 seinen alten Standort mit dem neuen, bedeutungsvollen eisernen Kreuze wieder einnimmt.

Hierzu als Beilagen:

- 1) August Wilhelm Jffland. 2) Merseburg. 3) Das brandenburger Thor in Berlin.



